

13. Das Museum als Lernraum und Ort der Wissensaneignung

Das folgende Kapitel stellt das Besucher*inneninteresse am Tribal Museum als einem Ort des Lernens und der Wissensaneignung vor. Im Vordergrund steht dabei das Nutzungsinteresse selbst und nicht die Frage des Lernerfolges. Der Museumsbesuch mit dem Fokus auf Wissenserwerb kann als Ergänzung und Teil des Schulcurriculums stattfinden (für Schüler*innen von öffentlichen oder privaten Schulen) oder ohne eine vorgegebene curriculare Struktur im Sinne des »lebenslangen Lernens« (für erwachsene Besucher*innen). Der Besuch der erstgenannten Gruppe ist institutionell organisiert; die Kinder kommen, begleitet von Lehrer*innen und Betreuer*innen, kollektiv ins Museum. Die Angehörigen der zweiten Gruppe, die erwachsenen Besucher*innen, kommen unabhängig und individuell. Das Kapitel wird zeigen, dass im Museum der Erwerb einer anderen Art von Wissen als im Klassenraum oder in anderen Bildungsinstitutionen (wie Bibliothek oder Hochschule) erwartet wird.

Wenn man unter der Woche zum Museum kommt, fallen schon vor dem Eingang die Schulklassen auf. Alle Kinder tragen Uniformen. Bei den älteren Jahrgängen heißt das für die Jungen Krawatte und Hemd, für die Mädchen Kleid oder Kurta in den Schulfarben. Die Mädchen haben ihre Haare ordentlich in Zöpfen oder Schwänzen zusammengebunden, alle Jungen (mit Ausnahme der Sikhs) tragen Kurzhaarschnitte. Noch bevor das Museum betreten wird, schon auf dem Vorplatz, bringen die Lehrer die oft großen Gruppen in Formation. Die Schüler*innen werden einzeln hintereinander in Schlangen aufgereiht. Erst in dieser Formation betreten die Kinder das Museum. Die Anordnung wird, vor allem bei jüngeren Kindern, während des gesamten Besuchs beibehalten. Die Schlangen schieben sich, Galerie für Galerie, durch das Haus. Damit wird ein kollektives Tempo vorgegeben, das dem einzelnen Kind nicht erlaubt, bei Gegenständen eines besonderen, persönlichen Interesses länger zu verweilen. Die koordinierte Bewegung und das geordnete Verhalten scheinen bei diesen Exkursionen wichtiger zu sein als die Betrachtung der Objekte. Die Lehrer*innen überwachen jeden Schritt ihrer Schüler*innen in den Galerien. Die Kinder erleben den Museumsraum wie ein verlängertes Klassenzimmer mit hoher Regeldichte und restriktiven Verhaltensvorgaben. Erst beim

Erreichen der Kantine tritt eine kollektive Entlastung ein, die Formationen lösen sich auf, die Kinder fangen an umherzulaufen.

13.1. Bildung im und durchs Museum

Die Rolle des Museums als Wissensvermittler in einem informellen oder »free-choice« (Falk et al. 2006) Lernprozess (in Abgrenzung zum formellen, vom Curriculum bestimmten Lernen im Klassenraum) ist ein gut bearbeitetes Feld in der westlichen Museumsforschung (u.a. Hooper-Greenhill 1994a, 1994b; Falk, Dierking 2000, 2013; Leinhardt et al. 2002; Leinhardt, Knutson 2004; Falk 2006, 2013; Macdonald 2006; Braendholt Lundgaard, Jensen Styrelsen 2013; speziell für den deutschen Kontext u.a. Horn 2005; Treptow 2005; Kunz-Ott et al. 2009; Staube, Steinhäuser 2012). Im Gegensatz zum schlichten »Da-bin-ich-auch-gewesen« eines touristischen Pflichtprogramms erweist sich ein »Qualitätsbesuch« im Museum aus dieser Perspektive darin, dass der Besucher*innen sich ernsthaft auf das Gesehene einlässt, es zu durchdringen versucht und somit seinen Horizont erweitert (Schwan 2009: 33–34).

Wie stark das Bildungsmotiv die Idee der Institution Museum in Indien seit langem bestimmt hat, wurde bereits im Kapitel 4 dargelegt. Der indische Gründungspremier Jawaharlal Nehru wollte die Museumsnutzung fest im Erziehungswesen verankern. Er beschreibt bei der Einweihung des National Museum in Delhi am 18. Dezember 1960 die Funktion von Museen so: »*The museums are not just places to see things or ajayabghars [Wunderhäuser], as they used to be called. They all should be essential part of the educational system and cultural activities of the country. What is more, they are places for public education*« (zitiert bei Banerjee 1990: 120–121). Auch der für die Entwicklung der Museumswissenschaft in Indien wichtige Museologe N.R. Banerjee fordert wie Nehru eine Integration des Museums in alle Stufen des formalen Bildungssystems, die Anerkennung von Museen als Bildungs- und Forschungsinstitutionen und »*the provision of a mechanism for its proper utilization for the entire purpose of education and research. In a sense the museums are functionally comparable to hospitals*« (Banerjee 1990: 123). Banerjee sieht das Museum als eine Ergänzung des formalen Lernens und (analog zur Klinik, die nicht zuletzt Aufgaben im Rahmen der medizinischen Wissenschaft wahrnimmt) des organisierten Forschens. Teilweise wird in dieser Debatte die Funktion des Museums genauer bestimmt, nämlich als Mittel zum Ausgleich von Defiziten des Schulsystems (Bedekar 1980; Gandhi 1980), in dem, die wie Bedekar anmerkt, die visuelle Bildung vernachlässigt und wo der Schwerpunkt ausschließlich auf das Verbale und Intellektuelle gelegt werde (Bedekar 1980: 45).

Dagegen sehen Appadurai und Breckenridge die Bedeutung von Museen in Indien vor allem im Kontext informeller Lernsituationen. Die Bedeutung des infor-

mellen Lernens ist nach Einschätzung beider Autor*innen in Gesellschaften wie der indischen besonders groß; es könne »*well relieve the many artificial pressures placed upon the formal education*« (Appadurai, Breckenridge 2015: 173). Appadurai und Breckenridge weisen in diesem Zusammenhang auf die schwerwiegenden, wohlbekanntesten Defizite der offiziellen Bildungsinstitutionen hin, »*where learning does not thrive and where credentialism has become a mechanical mode for selection in an extremely difficult economic context*« (ebd.). Diesen unbefriedigenden Befund kontrastieren sie mit den Kompensationsmechanismen, die komplexe traditionale Gesellschaften wie die indische immer schon ausgezeichnet hätten und die dafür sorgten, dass die Schule keineswegs der einzige Ort des Lernens sei. Sie beschreiben eine einheimische Bildungsrealität, zu der auch praktische Meister*in-Lehrlings-Verhältnisse und ein informelles Sich-Einüben in überlieferte Kulturtechniken gehören, die in der sozialen Umgebung vorkommen (ebd.). Die problematischen Auswirkungen eines defizitären formalen Systems könnten so in einem gewissen Umfang abgedefert werden; in diesen Zusammenhang stellen Appadurai und Breckenridge auch das Museum, in dem idealerweise das Lernen, über Interesse und Neugier gesteuert, in persönlichem Tempo und Maß erfolgen kann.

Das Tribal Museum kommt dem Bedürfnis nach alternativen Lernformen in ungewöhnlichem Maße entgegen. Da es keine Vorgaben seitens der Museumsleitung (durch eine Kennzeichnung besonders wichtiger Exponate oder mit unterschiedlichen Beschriftungen je nach hierarchisierter Bedeutung der Ausstellungsstücke) gibt, stellt das Haus einen hochgradig offenen Lernraum dar, in dem die Besucher*innen selbst Entscheidungen über die Ausrichtung ihrer Aufmerksamkeit treffen können. Da jedenfalls bis zum Zeitpunkt der Interviews auch keine Schilder mit der sonst in Museen allgegenwärtigen Vorschrift »Berühren verboten« angebracht waren, erwies sich hier in der Tat jene Erfahrung mit allen Sinnen als möglich, die von den Kritiker*innen der konventionellen indischen Schulpädagogik eingeklagt wird. Das Tribal Museum vermag so eine Lernumgebung, Lehrmittel und Elemente einer offenen und einladenden Lernkultur zu bieten.

13.2. Die interviewten Gruppen im Museum

Der folgende Abschnitt stellt die Interviewten vor und unterteilt sie (anhand ihrer Rolle im Lernprozess) in die Gruppen: Lehrer*innen, Eltern, Studierende und individuelle lebenslange Lerner*innen. Eine wesentliche Unterscheidung ist dabei die zwischen fremdmotiviertem kollektivem und eigenmotiviertem individuellem Besuch.

Bei der Identifizierung des Nutzungsinteresses »Lernen und Wissensaneignung« war die Publikumsbeobachtung besonders wichtig. Anders als bei den zuvor diskutierten Gruppen gab es keinen besonderen Platz im Museum, der diese Grup-

pe speziell anzog, oder ein bestimmtes Schlüsselexponat¹, das als Inbegriff der emotionalen Disposition der Besucher*innen dienen konnte. Die »Lernenden« wiesen sich jedoch in der Regel in ihrem Aussehen und Verhalten aus. Schulkinder waren leicht an ihren Uniformen² und an ihrem geordneten, meist genau von Erwachsenen überwachten Auftreten zu erkennen. Im Zentrum dieser Gruppen befanden sich in der Regel die Lehrer*innen. Es muss festgestellt werden, dass keine der Schulgruppen aus staatlichen Schulen kamen, sondern ausschließlich von privaten Instituten. Die Gruppe der Hochschul-Besucher*innen, die meist in Zweier- oder Dreiergruppen das Museum durchstreiften, fiel mir durch ihre abgestimmte Kleidung oder durch ihr intensives sachbezogenes Interesse auf. Eine Gruppe von Studierende (Architekturstudierende, individuell gekleidet) bekam von ihrem Dozenten im Gang Erklärungen und war dadurch für mich identifizierbar. Die eigenmotivierten individuellen Lerner*innen konnte man nicht am Äußeren oder durch bestimmtes Verhalten im Museum vorab erkennen; ihr Nutzungsinteresse und ihre Nutzungsmotivation stellten sich jeweils erst im Laufe des Interviews heraus. Die Interviewaussagen wurden durch Beobachtungsprotokolle und Fotoauswertungen ergänzt.

13.2.1. Lehrer*innen

Jyoti (45)³ ist die Direktorin des Lehrer*innenseminars von Jaya und Charu und hat den Ausflug ins Museum mitorganisiert. Sie unterrichtet Hindi. Sie hat ihre Studierende ins Museum gebracht, weil das Seminar einen neuen Lehrplan hat, der indische Kultur und indisches Erbe als Pflichtfach vorsieht. Zuvor war das Curriculum ausschließlich theoretisch gewesen, nun ist auch praktischer Unterricht in z.B. Rangoli- und Madna-Kunst⁴ vorgesehen. Das Angebot im Tribal Museum passt zu den neuen Anforderungen im Lehrplan. Jyoti hat vorher schon einmal ihre Studierende zu einem Workshop im Museum begleitet. Es ist somit ihr zweiter Besuch. Das Interview findet in der Kantine statt.

Die Lehrerin **Babita (40)** und ihr Kollege **Anil (43)**⁵ sind mit 105 Schüler*innen vom 54 Kilometer entfernten Vidisha mit dem Schulbus gekommen. Babita unterrichtet Mathematik, Anil Sport. Ihre Schule wird von einem privaten Träger betrieben, die Kinder zahlen zwischen 15.000 und 20.000⁶ Rupien pro Jahr Schulgeld. Die beiden

1 Wie z.B. bei der Gruppe der Nostalgiker*innen der Ochsenkarren.

2 In Indien ist das Tragen von Schuluniform Pflicht.

3 Interview am 05.11.2016 auf Englisch.

4 Madna ist wie Rangoli eine südasiatische Kunsthandwerksform. Siehe Anm.123.

Lehrer bezeichnen ihre Schüler*innen als Kinder von Mittelklassefamilien. Aktivitäten außerhalb des Klassenraums, wie ein Museumsbesuch, gehören in Babitas und Anils Schule zum Curriculum. Die Kinder sind zwischen acht und zehn Jahren alt. Es ist das erste Mal, dass diese beiden Lehrer mit ihren Schüler*innen überhaupt ein Museum besuchen. Der Besuch findet ohne vorangegangene Absprache mit dem Museum statt. Das Interview wird mit beiden Lehrer*innen gleichzeitig in der Galerie-Etage geführt.

Madhukant (42)⁷ ist Lehrer an einer Privatschule in Gadarwara, das ca. 230 Kilometer von Bhopal entfernt liegt. Er hat zum Interview seinen Schüler Karan (17) mitgebracht. Madhukant ist mit 68 Schüler*innen (22 Mädchen und 45 Jungen) und 11 Kollegen sowie zwei Service-Angestellten im Schulbus ins Museum gekommen. Die Schüler*innen sind in der 12. Klasse und jeweils 16 oder 17 Jahre alt. Der Besuch findet an einem Sonntag, d.h. außerhalb ihres regulären Wochenunterrichts, statt. Trotzdem tragen die Schüler*innen (auch Karan) ihre Schuluniformen als Zeichen, dass es sich um eine schulische Aktivität handelt. Die Schulgebühr liegt bei dieser Einrichtung bei 24.000 Rupien⁸ pro Jahr. Madhukant bezeichnet seine Schule als Einrichtung für Kinder der höheren Mittelklasse. Exkursionen sind Teil des Curriculums und finden einmal in jeder Klassenstufe statt. Im Tribal Museum sind die Schüler*innen zum ersten Mal.

13.2.2. Eltern

Swati (33)⁹ und **Devashish (34)** sind mit ihrem dreijährigen Sohn und ihren Nachbarn **Rene (26)** und **Amit (29)** und deren Baby ins Museum gekommen. Swati hat das Museum schon vier Mal besucht; ihre Nachbarn sind, auf ihre Anregung hin, zum ersten Mal mitgekommen. Swati hat neben dem Tribal Museum auch bereits zweimal das State Museum und öfters das Museum of Man besucht. Rene und Amit sind zum ersten Mal überhaupt in einem Museum. Swati ist Hausfrau, ihr Mann hat einen B.E. in Computer Science. Alle vier haben einen Hochschulabschluss.

5 Interview am 05.11.2016 auf Hindi.

6 Das entspricht ca. 200–260 Euro.

7 Interview am 06.11.2016 auf Englisch.

8 Ca. 310 Euro.

9 Interview am 22.11.2015 auf Englisch.

Harshada (39) und **Mandar (41)**¹⁰ sind mit ihrem Sohn (7) und ihrer Tochter (3) von Pune¹¹ zu Besuch in Bhopal. Mandar ist M.Sc. (in Computer Science), Harshada hat ein Diplom in ayurvedischer Medizin und betreibt eine eigene Klinik. Sie ordnen sich beide der oberen Mittelklasse zu. Sie sind zum ersten Mal im Tribal Museum und haben vorher das Museum of Man besucht. Sie bezeichnen sich als regelmäßige Museumsgänger*innen. Ins Museum gehen sie vor allem, wenn sie reisen. Als ich unter einem »regelmäßigen Museumsgänger« jemanden verstehe, der zumindest einmal im Vierteljahr ein Museum besucht, ist Mandar erstaunt und antwortet: »*Nein, nein, nein, einmal im Jahr.*«

13.2.3. Studierende

Kushal (18), **Aalok (18)**, **Pratamesh (18)**, und **Bhairavi (18)** sind Studierende einer Hochschule in Pune und in einer Fünfer-Gruppe mit ihrem Dozenten gekommen. Sie sind zum ersten Mal im Tribal Museum. Sie sind keine regelmäßigen Museumsgänger. Nur Kushal war zuvor (ebenfalls organisiert von ihrem College) im Gandhi-Museum in Pune. Sie tragen individuelle Kleidung, die Männer Jackett und Hemd und die Frauen westliche Businesskleidung ebenfalls mit Jackett. Der Besuch scheint für sie etwas Offizielles zu sein.

Angela (19), **Aadesh (20)**, **Ansha (19)** und **Sheela (20)** sind Architekturstudierende einer Hochschule in Mumbai. Der Besuch ist Teil des Curriculums und wurde von der Hochschule organisiert. Sie sind zum ersten Mal in diesem Museum, zuvor haben sie das Museum of Man besucht. Sie sind alle keine regelmäßigen Museumsgänger, gehen aber, wenn der Besuch organisiert wird.

13.2.4. Individuelle lebenslange Lerner*innen

R.N. (65)¹² stammt aus Bhopal, besitzt einen PhD in Erziehungswissenschaften und hat an einer Universität unterrichtet. Nach seiner Pensionierung gründete er eine NGO, die die Regierung in Bildungsfragen berät. Dabei arbeitet er auch in Adivasi-Dörfern in abgelegenen Gebieten von MP. R.N. besitzt detailliertes Wissen über die Adivasi; so bezieht er sich auf die einzelnen Gemeinschaften meistens mit ihren spezifischen Namen. Er ist mit Frau, Tochter und Schwiegersohn ins Museum gekommen. Es ist sein sechster Besuch. Er geht neben den Ausstellungen auch in die Theater- und

10 Interview am 23.11.2015 auf Englisch.

11 Bundesstaat Maharashtra.

Tanzaufführungen auf der Bühne. In seiner Freizeit organisiert er Diskussionsclubs zu Bürger*innenrechten und zur Verfassung.

Sheetal (40)¹³ wird begleitet von ihrem Sohn Indrajeet (24) und ihrer Schwester Hemlata (50). Sie arbeitet als Beraterin in einem Bewässerungsprojekt. Ihr Sohn macht gerade einen Buchhaltungskurs. Alle haben einen Hochschulabschluss. Die Familie ist aus Bhopal. Sie hat das Tribal Museum schon oft besucht. Sie bezeichnet sich als Angehörige der Mittelklasse. Sie und ihre Familie sind keine regelmäßigen Museums-gänger. Neben dem Tribal Museum haben sie bisher das Museum of Man und ein weiteres Tribal Museum im Bezirk Chhindwara (MP) besucht.

Anjali (39)¹⁴ ist Hausfrau und zusammen mit einer 20-köpfigen Damengruppe ihrer Jain-Gemeinde aus Vidisha¹⁵ ins Museum gekommen. Sie ist die Organisatorin eines Tagesausflugs, der die Gruppe zunächst zum Tempel-Campus eines Jain-Heiligen (Acharya Vidyasagarji Maharaj) führte, danach zum Kriegsdenkmal Shaurya Smarak in Bhopal, das Gefallenen des indischen Heeres, der See- und Luftstreitkräften gewidmet ist und auf seinem Gelände auch ein Museum beherbergt. Das Tribal Museum schließt die Besuchstour ab. Anjalis Gruppe hat sich dieses Museum ausgesucht, wie sie betont, um mehr über die eigene, indische Kultur zu lernen.¹⁶

13.3. Praktisches Wissen vs. Bücherwissen

Lernen im Museum, wie in diesem Abschnitt diskutiert, ist komplementäre Ergänzung zum theoretischen Lernen im Klassenraum. Das Angebot im Museum bietet dabei andere Wissenssorten und eine andere Lernerfahrung. Im Folgenden kommen vor allem Lehrer*innen und Studierende sowie ein pensionierter Pädagoge zu Wort.

Der Pädagoge R.N. (65) verortet das Museum in der Bildungslandschaft folgendermaßen:

»Ein Museum ist ein Lernraum. Wir haben Schulen, Hochschulen, Universitäten, die bezeichnen wir als formale Lernräume. Diese haben Curricula über Adivasi-

12 Interview am 26.03.2016 auf Englisch.

13 Interview am 23.11.2015 auf Hindi.

14 Interview am 06.11.2016 auf Englisch.

15 Bundesstaat MP.

16 Es werden Aussagen dieses Interviews auch im Kap. 12 verwendet.

Entwicklung oder einen Lehrplan über Kultur, Theater. Das andere ist unsere Lebenserfahrung, auch das hat mit Lernen zu tun. Dieses Museum hier ist dazwischen. Es stellt das reale Leben dar und gibt viele Möglichkeiten, mit den Objekten zu interagieren.«

Für R.N. ist das Museum demnach eine Brücke zwischen dem formal strukturierten Lernen im Klassenraum und der informell im Alltag erworbenen Lebenserfahrung. Die Themen, die im Klassenraum wie im Museum zum Gegenstand werden, sind nach seiner Einschätzung zwar verwandt, jedoch unterscheidet sich der Modus der Wissensvermittlung. Im Museum beschäftigen sich die Besucher*innen kognitiv, aber auch emotional und sinnlich mit dem Gezeigten. Dieses Lernen auf mehreren Ebenen ähnelt der Art, wie auch im Alltag Kenntnisse erworben werden.

R.N. macht keine explizite Unterscheidung (wie andere Interviewte) zwischen den Wissenssorten, die im Klassenraum bzw. im Museum angeboten werden. Das Museum soll sich aus seiner Sicht nicht etwa auf die Vermittlung von praktischen Fähigkeiten oder Erfahrungen beschränken, er billigt ihm durchaus auch eine Rolle beim intellektuellen, theoretischen Wissenserwerb zu. Gerade die Chance des Museums, auf verschiedenen Ebenen im Lernprozess zu operieren, macht es effektiv und in der pädagogischen Landschaft einzigartig.

Der Lehrer Anil (43), der mit acht- bis zehnjährigen Schüler*innen ins Museum gekommen ist, vergleicht seine Erfahrungen im Museum mit der Unterrichtssituation in der Schule: »*In heutiger Zeit können wir den Kindern über unsere alte Kultur nur mit Hilfe von Büchern erzählen. Hier aber können sie praktisches Wissen sammeln, indem sie sich die Dinge selbstständig anschauen.*« Anil klagt über den Primat des Bücherwissens in der normalen Lehrkonstellation im Klassenraum. Dagegen stellt er das »*praktische Wissen*«, das vom Museum zur Verfügung gestellt wird und durch das eine Verbindung zur Lebensrealität der Schüler*innen hergestellt werden kann. Seine Formulierung von der »*heutigen Zeit*« lässt annehmen, dass die einheimische Kultur früher auch anders vermittelt wurde. Anil bedauert, dass dies nicht mehr der Fall ist und die »*heutige Zeit*« insofern eher eine pädagogische Verschlechterung bedeutet. Für ihn besteht die Qualität des Museums darin, dass es dieser bedauerlichen Entwicklung entgegenwirkt und eine Verbindung zu den Alltagserfahrungen seiner Schüler*innen herstellt.

Anils zweiter Punkt bezieht sich auf die Selbstständigkeit der Schüler*innen im Lernprozess. Beim Beobachtungs- und Betrachtungsvorgang im Museum würden die Objekte und Informationen, die sie interessant fänden und mit denen sie sich beschäftigen wollten, von den Schüler*innen individuell ausgewählt.

Der Lehrer Madhukant (42), dessen Schüler*innen zwischen 16 und 17 Jahre alt sind, beschreibt die Aufnahme von Informationen im Museum und ihre interaktive Weiterverarbeitung:

»Sie [die Schüler*innen] haben hier viele Dinge gelernt. Es ist ein exzellentes Museum. Alles, was sie in ihren Lehrbüchern beigebracht bekommen haben, ist hier zu besichtigen. Wir können all die Karren sehen und die Handwerkssachen. [...] Durch ihre persönliche Anschauung konnten sie Fragen stellen, an das Museumspersonal und auch an ihre Lehrer.«

Für Madhukant liegt die Leistung des Museums zunächst in der Visualisierung von Buchwissen und damit in der Unterstützung dieser Art der Wissensvermittlung. Aktivitäten außerhalb des Klassenraums sind in seinen Augen dazu da, das »Kerngeschäft« zu unterstützen; es geht nicht um die Erschließung anderer Qualitäten, wie z. B. ästhetische Bildung oder Horizonterweiterung.

Er vergleicht die erlebte Lernsituation mit seinen Schüler*innen im Tribal Museum mit der Erfahrung im Klassenzimmer. Indem durch die museale Visualisierung das Wissen für die Schüler*innen konkret und lebendig wird, setzt ein Prozess ein, der zu der Stellung von Fragen führt. Das Fragenstellen ist für Madhukant ein Indikator für Wissensverarbeitung und Lernen. Dabei haben die Schüler*innen im Museum nicht wie im Klassenraum nur die Lehrer*innen als Adressat*innen ihrer Erkundigungen, sondern auch das Museumspersonal. Madhukant beschreibt, wie sich seine Schüler*innen im Museum fühlen:

»Die Schüler*innen sind sehr aufgeregt, das hier zu sehen. [...] Es ist sehr interessant. Wenn man ein Buch liest, so kann eine emotionale Intensität nur durch Worte hergestellt werden. Aber wenn man das Gelesene sieht, dann ist diese Erfahrung viel spannender. Es ist emotionaler, wenn man davorsteht. Der visuelle Effekt ist stärker als nur die Gedanken.¹⁷

Die Art und Weise der Präsentation im Museum führt bei Madhukants Schüler*innen zu einer emotionalen Reaktion, die durch das theoretische Lernen so nicht zu erreichen ist. Aufregung, Spannung, Intensität werden erzeugt, die zur Aneignung des Stoffs anregen. Emotionalität gehört für Madhukant zum Lernen dazu. Sie ist visuell leichter und eindrücklicher herzustellen als durch die Schrift. Hierin ist das Museum gegenüber dem Klassenraum im Vorteil.

17 Madhukant erwähnt einen weiteren positiven Aspekt: »Neben all dem [dem Lernen im Museum], kamen sie [die Schüler*innen] mit dem Bus. Es war eine weitere Erfahrung, die sie machen konnten, die einer Reise. Sie haben zusammen gegessen, sie haben zusammen gesprochen, damit meine ich sie haben interagiert. Das alles bereichert die Schüler*innen.« Neben dem Lernerlebnis selbst hebt er die soziale Eingebundenheit des gemeinsamen Bildungsausflugs hervor.

13.4. Lernlandschaft Museum: Erforschen und Erfahren

Die Besucher*innen, die im folgenden Abschnitt zu Wort kommen, nutzen das Museum als Lernlandschaft, als Gebiet, das man selbst erforscht und dessen spezifische Eigenschaften man körperlich und sinnlich erfährt. Da die Museumsleitung keine Hervorhebungen von besonders wichtigen Exponaten vornimmt (auch nicht z. B. durch die Wahl von Motiven für Postkarten im Museumsshop), sind die Besucher*innen in ihrer Prioritätensetzung selbstbestimmt und sich selbst überlassen. Die Interviewten sind Studierende und Eltern.

Ein wichtiger Aspekt in diesem Kontext ist das Bedürfnis, die Objekte anzufassen. Der berührende Besucher*innen wird im allgemeinen Museumsprotokoll als Beispiel des »defizitären Besuchers«, der »defizitären Besucherin« gesehen¹⁸ und die Museumsautoritäten versuchen normalerweise, solches Verhalten durch Verbotsschilder oder durch das Aufsichtspersonal zu unterbinden. Die anfassenden Besucher*innen dagegen wertzuschätzen, sie als neugierig, wissbegierig und besonders interessiert einzustufen, im Berühren der Exponate das Bedürfnis nach intensivem Erfassen und Lernen zu erkennen – diese Perspektive ist kaum vertreten. Es gibt im Museumskontext keine positive Lesart des Anfassens, obwohl die einheimische Alltagspraxis stark von haptischen Praktiken geprägt ist, wie z. B. dem Essen mit den bloßen Händen oder der Berührung von Götterfiguren im Tempel. Und obwohl Eltern ihre Kinder im Museum »often encourage [...] to touch the objects as a means to know them«, wie Jeychandran feststellt (Jeychandran 2015: 239).

Die Architekturstudentin Angela (19) beschreibt ihre Erfahrung so:

»In diesem Museum läufst du quasi durch die Exponate. Sie sind nicht nur ausgestellt, sie sind das gesamte Ding, das gesamte Museum. Wenn du durch die Dinge läufst, dann erlebst und erfährst du es und das macht es einprägsamer und besser fundiert. Das macht es interessanter, denn normalerweise finden Leute unseres Alters Museen sehr langweilig.«

Ihre Kommilitonin Aksha (19) ergänzt: »Yeah, genau. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Es ist nicht nur ausgestellt und angeleuchtet. Du konzentrierst dich darauf, weil du es einfach fühlen kannst.« Die Ausstellung wird nicht als eine Ansammlung von einzelnen Objekten wahrgenommen, denen Informationen zu entnehmen sind, sondern als Ganzheit, oder, wie Angela es ausdrückt, als »gesamtes Ding«. Die junge Frau stellt dabei eine direkte Verbindung zwischen Fühlen und Lernen her. Eine körperliche Erfahrung zu machen verbindet sie mit den Vorstellungen von »interessant« und »nicht gelangweilt werden«. Erinnert und gelernt wird das Gesehene, wenn es sich mit Emotionen und physischen Erlebnissen verbindet und damit intensive Reaktionen hervorruft, die sich einprägen. Interessant ist, dass Angela diese besondere

18 Siehe dazu Kap. 3, S. 46ff.

Lernerfahrung als »*besser fundiert*« bezeichnet. Damit wird eine kognitive Qualität in den Blick genommen und nicht allein auf die Intensität des Erlebten abgehoben. Einen zusätzlichen Vorzug der Präsentation im Tribal Museum sieht sie in der Überwindung von generationellen Schranken. Museen sind nach ihrem Urteil normalerweise Orte, die ihrer Altersklasse nichts zu bieten haben. Im Tribal Museum ist das zu ihrer und Akshas Überraschung anders.

Harshada (39), die mit ihrem siebenjährigen Sohn und ihrer dreijährigen Tochter das Museum besucht, beschreibt ihr Erlebnis so: »*Drinnen, wo immer Bäume dargestellt sind, sagen sie [ihre Kinder]: »Das ist doch kein richtiger Baum, das ist aus irgendwas gemacht«. Sie können es anfassen und sie können die Berührung fühlen.*« Auf die Nachfrage, ob dieses Herausfinden der genauen Beschaffenheit des Ausgestellten wichtig für ihre Kinder sei, antwortet sie: »*Ja natürlich, eigentlich genießen sie nur das. Wenn sie zum Beispiel die Schnitzereien sehen, dann fassen sie es an und erkennen, ob das wirklich Holz ist oder ob es aus Gips, Stein oder Zement gemacht ist. Das heißt, sie wollen wirklich wissen, was genau das nun ist.*« Harshada beschreibt das Bedürfnis ihrer Kinder, dem Gezeigten auf dem Grund zu gehen. Die Illusion, die das Museum präsentiert, wie hier im Falle eines künstlichen Baums, wird durch die Berührung mit eigenen Realitätserfahrungen verglichen; so stellt sich der korrekte Wirklichkeitsstatus des Exponats heraus. Da die Kinder Info-Tafeln noch nicht studieren können, stellt für sie die Berührung das einzige Mittel dar, um die Ausstellung im wörtlichen Sinne zu begreifen. Für die Mutter ist dieses Verhalten ein willkommenes Zeichen, dass ihre Kinder interessiert sind und dass ihre eigenen Bemühungen um die Aufmerksamkeit der Kinder erfolgreich waren. Sie würde das taktile Engagement gewiss nur unter starkem Druck der Museumsautorität unterbinden.

Die positive Haltung zur Berührung teilt auch Swati (33)¹⁹, die mit ihrem Mann und ihrem dreijährigen Sohn das Museum besucht: »*Er war sehr begierig, alles anzufassen und mit nach Hause zu nehmen. [...] Und ehrlich: Ich möchte auch die Objekte fühlen. Sich einfach nur ein Objekt anzuschauen, lässt mich nicht fühlen, was es ist und aus was es gemacht wurde.*« Swati übernimmt hier die Perspektive ihres Kindes: Sie distanziert sich nicht etwa vom Verhalten ihres Sohnes, sondern stellt im Gegenteil fest, dass er sich so verhält, wie sie als Erwachsene sich eigentlich auch verhalten möchte. Wie Harshada geht Swati davon aus, dass das Anfassen größere Vertrautheit mit dem Objekt und daher tieferes Verständnis schafft. Diese Haltung wird getragen von einer in Indiens traditioneller und populärer Kultur verbreiteten und positiv besetzten Kulturpraxis, die aber im Museumskontext üblicherweise als normabweichend verworfen wird. Dagegen werden im Tribal Museum Alltagsverhalten, Alltagswissen, kulturelle oder religiöse Praxis für den Prozess der Aneignung des Gesehenen mobilisiert.

19 Interview am 22.11.2015 auf Englisch.

Sheetal ist sich der Problematik der taktilen »Befassung« mit den Exponaten bewusst: »Nach den Regeln sollte man das nicht machen. Anfassen ist nicht erlaubt. Aber die Neugierde lässt es uns trotzdem berühren. [Die Familie lacht.] Aber es ist nicht so, dass wir damit die Dinge zerstören. Wir berühren sie nur ein bisschen, und das ist es.« Zum Zeitpunkt des Interviews gab es im Museum keine Schilder, die das Anfassen von Exponaten verboten hätten. Sheetal verweist hier also auf eine verinnerlichte Regel für das sonst vorgeschriebene Verhalten im Museum, die sie ohne expliziten Hinweis als gegeben und geltend annimmt. Die sie aber zugleich auch bewusst bricht. Sie nimmt für ihre Neugierde und das Berührungsbedürfnis eine höhere Legitimität in Anspruch als sie der konventionellen Regel zubilligt. Trotzdem versteht und akzeptiert sie den Grund dieser von ihr »ein bisschen« suspendierten Regel: die Sicherstellung der Unversehrtheit der Exponate, ihre Bewahrung. Sie verbindet prinzipiellen Respekt vor der Norm mit der Freiheit, sie in begrenztem, unschädlichem Maße zu übertreten. Sie verleiht sich damit »agency« im Sinne einer Entscheidungskompetenz über die Angemessenheit ihres eigenen Umgangs mit den Ausstellungsobjekten.

13.5. »Infotainment« – ja oder nein?

Im folgenden Abschnitt wird ein im Museumskontext in Indien kontroverses Thema diskutiert: das Verhältnis von Bildung und Unterhaltung (Entertainment). Schon bei der Einführung der Institution Museum in die Welt des kolonialen Indiens in Kalkutta bestand, wie Guha-Thakurta feststellt, ein Konflikt dieser Nutzungsinteressen: »Its functioning [d.h. des Konzeptes Museum] remained wrecked by a set of construed binaries [...] where the project education saw itself subverted by the demands of mere amusement and recreation« (Guha-Thakurta 2004: 79). Guha-Thakurta konstatiert hier einen Gegensatz zwischen der intendierten Funktion der Institution und den Bedürfnissen ihrer Nutzer*innen. Die Interviewten im Tribal Museums sind bei diesem Thema (mit einer Ausnahme) inklusiver und versöhnlicher gestimmt. In diesem Abschnitt kommen Lehrer*innen, Eltern und individuelle lebenslange Lerner*innen zu Wort.

Die Hochschul-Direktorin Jyoti (45) antwortet auf die Frage, was ein Museum ist: »Ein Museum ist nur zum Lernen da. Man soll hierherkommen, um zu lernen, wie kreativ und innovativ man sein kann. Wenn Du mit diesem Bedürfnis hierherkommst, dann ist es ok. Komm aber ja nicht hierher, um nur Kaffee oder Tee zu trinken.« Jyoti unterscheidet nicht einfach die Museumsbesuche, wie in der am Anfang des Kapitels vorgestellten Literatur, in »Qualitätsbesuche« (weil etwas gelernt) versus touristische Besuche (nur dagewesen) (Schwan 2009: 33–34), sondern sie möchte abweichende, nicht kognitiv und bildungsmäßig orientierte Nutzungen überhaupt nicht zulassen. Eine besonders der eigentlichen Museumsnutzung entgegenstehende Aktivität ist hierbei in ihren Augen das bloße gemeinsame Zeitverbringen im Museum. Ein Nebeneinan-

der der verschiedenen Nutzungsformen ist für Jyoti nicht akzeptabel. Diese scharfe Zuspitzung zur Alternative ist ungewöhnlich. Lege ich indischen Interviewpartner*innen verschiedene Nutzungsmöglichkeiten vor und frage sie danach, welche davon in einem Museum angemessen sei(en), so wird normalerweise geantwortet, alles habe seine Berechtigung. Man könne das Museum als Ort des Entertainment nutzen, aber auch zum Lernen, als Gelegenheit zum Einkaufen usw.

Fundamental anders als Jyoti argumentiert Devashish: »*Ein Museum ist ein Ort nicht allein für Entertainment, es ist für Wissen mit Unterhaltung.*« Devashish geht also zunächst von der Erwartung aus, dass die Basisfunktion der Institution Museum »*allein*« Entertainment sei, und dass die meisten Besucher*innen deswegen ins Museum kämen. Diesem von ihr angenommenen Vorverständnis stimmt sie persönlich nicht zu. Sie erklärt, hierin in Übereinstimmung mit Jyoti, dass das Kerngeschäft des Museums mit dem Wissen zu tun habe. Im Gegensatz zu Jyoti findet sie freilich, dass Wissen und Unterhaltung vereinbar seien. Auch wenn ihre Aussage keine Rückschlüsse darauf zulässt, ob sie beim Stichwort »Wissen« an Wissensvermittlung und Lernen oder nur an die Aufbewahrung und das Zugänglichmachen von Wissensgütern im Museum denkt, scheint doch ihre Bestimmung des Museums als Kombination von Wissens- und Unterhaltungsfunktionen die aktive Seite und damit den Lern- und Vermittlungscharakter zu betonen.

Auch Amit hält die beiden Nutzungsformen (Information und Entertainment) für miteinander vereinbar:

»Es gibt zwei Arten, ein Museum zu sehen. Zunächst für ein Kind. Für ein Kind ist es mehr ein pädagogisches Konzept. Es ist wie ein physisches Buch. Du kannst ihm sagen, was ein Elefant ist, aber im Museum kannst du es ihm zeigen. Das Kind kann sich dadurch mehr mit der realen Welt verbinden. Für Erwachsene dagegen ist es eine reine Freizeitaktivität, wie wenn man in den Urlaub fährt.«

Auf die Nachfrage, ob das Museum damit in seinen Augen auch ein Ort der Unterhaltung ist, sagt: »*Ja, das ist es. Es ist wie ein anfassbarer, fühlbarer Raum mit Kunstwerken, kombiniert aus beiden, Information und Entertainment zusammen.*« Amit ordnet die unterschiedlichen Nutzungen verschiedenen Altersgruppen zu. Als Vergleiche für das Museum wählt er für Kinder das Buch und für Erwachsene den Urlaubsort. Er geht nicht von der Vorstellung eines »*lebenslangen Lernens*« aus, sondern weist das Lernen einem bestimmten, frühen Lebensabschnitt zu. Das Museum, das Amit dabei vor Augen hat, ist vermutlich weniger ein Haus, das der Kunst, dem Kunsthandwerk oder kulturgeschichtlichen Zeugnissen gewidmet ist, vielmehr eher ein enzyklopädisches, universales Museum, das auch über eine naturgeschichtliche Abteilung (besonders mit ausgestopften Tieren) verfügt – ein in Indien durchaus noch verbreitetes Modell. Das kindliche Lernen passiert im Museum nach seiner Auffassung vor allem, indem der vom Lehrer*innen oder Erzieher*innen vermittelte Wissensstoff durch eigene Anschauung verifiziert und in seinem Realitätsgehalt durch die ding-

lichen Ausstellungsstücke bestätigt wird. Aus der Perspektive des Erwachsenenlebens dagegen ist der Museumsbesuch für Amit eine Freizeitaktivität wie der Urlaub; er dient der Erholung und Unterhaltung.²⁰ Und wie im Falle des Urlaubs liest man nicht bloß über den Ort, der einem die gewünschte Entspannung verschaffen soll, sondern erlebt, fühlt und erfasst ihn sinnlich.

Anjali antwortet auf die Frage, ob ein Museum vor allem ein Lernraum sei: »Nein, es sind eigentlich zwei Sachen. Es ist Infotainment, Information plus Entertainment.« An einer anderen Stelle des Interviews konkretisiert sie ihre Vorstellung:

»Niemand würde sich normalerweise für Adivasi interessieren, aber die Art, wie dieses Museum gestaltet ist – dann interessieren sich die Leute. [...] Wir haben so viele Museen gesehen. Das sind nur ausgestellte Dinge, keinen interessiert das. Museen sind wirklich langweilig. Leute sagen immer, wir sollen Museen besuchen. Ich mag sie nicht – aber hier, das gibt dir nicht das Gefühl, in einem Museum zu sein. Es ist wie eine Live-Ausstellung von Kultur.«

Zum Abschluss unseres Gesprächs gibt sie mir noch ein positives Beispiel, indem sie fragt: »Hast du schon mal in Delhi den Akshardham-Tempel besucht?«

Anjali macht deutlich, dass allein die unterhaltsame Aufbereitung des Wissensstoffs dafür sorgt, dass Leute das Tribal Museum aufsuchen und sich für die präsentierten Inhalte, also die Adivasi-Kultur, interessieren. Museen, die nur informieren wollen und keine Sonderanstrengungen in Richtung Attraktivität unternehmen, gelten ihr als langweilig – so sehr, dass sie den Begriff »Museum« im Grunde als rufschädigend für das Haus in Bhopal ansieht und es lieber umbenennen würde in eine »Live-Ausstellung von Kultur«. Ihre zugespitzt klingende Aussage zur geradezu abschreckenden Wirkung des Museums-Etiketts wird durch die Museumsdebatte in Indien durchaus bestätigt. Auch das Interview mit Programmdirektor Ashok Mishra zeigt, wie bewusst und entschieden das Tribal Museum diesen unvorteilhaften Zuschreibungen entgegenarbeitet, weil die institutionelle Bezeichnung »Museum« eher als Problem empfunden wird.²¹ Anjali spricht hier im Übrigen als informierte Museumsbesucherin, die vergleichen kann, da sie oft Museen besucht. Sie gehört damit zu einer kleinen Gruppe unter den Interviewten. Auch ihr Hinweis auf den Akshardham-Tempel ist in diesem Zusammenhang aussagekräftig.²² dass sie ihn als positives Beispiel anführt, illustriert nicht nur ihre kulturtouristische Erfahrung und Kompetenz, sondern gibt auch Auskunft darüber, was sie von einer Mu-

20 Das korrespondiert mit den Aussagen der Interviewten im Kap.11, S. 166ff., für die die Re-generation vom Stress einer anstrengenden, chaotisch urbanisierten Gegenwart im Museum das Hauptnutzungsinteresse darstellt und die den Besuch auch so begründen.

21 Siehe Interview mit Ashok Mishra im Kap.7, S. 96.

22 Zum Akshardham-Tempel siehe Kap.4, S. 60.

seumpäsentation erwartet: nämlich starke visuelle Eindrücke, Spektakel und aufwendige Inszenierung.²³

Sheetal beschreibt das Museum so:

»Ja, es ist definitiv ein Ort für Unterhaltung, und es ist gut für die Bildung. Wir wollen über die Kultur der Adivasi mehr wissen, aber wenn einige Adivasi Tänze aufführen wollen oder was immer für Aktivitäten sonst – die Leute werden damit unterhalten. Wenn man das aus einer multidimensionalen Perspektive anschaut, ist das ein gutes Museum.«

Mit der Unterscheidung zwischen »uns« und »den Adivasi« positioniert sich Sheetal als Mitglied eines kulturellen Kollektivs in Abgrenzung zu einem anderen. Gleichzeitig beschreibt sie eine kulturelle und soziale Asymmetrie der beiden Kollektive: »Wir« wollen Bildung im Museum, aber wenn die Adivasi tanzen möchten, dann ist das auch in Ordnung. Das Moment und Bedürfnis der Unterhaltung wird hier einer zivilisatorisch vermeintlich weniger entwickelten und verfeinerten Gruppe und ihrer Kultur zugeordnet. Die eigene Gruppe dagegen sucht das Museum auf, um Wissen über die Adivasi zu erlangen – und nicht, um unterhalten zu werden. Mit der Selbsteinordnung in diese entwickeltere kulturelle Gemeinschaft mag Sheetal auch auf die Begegnungssituation mit ihrer europäischen Interviewerin reagieren, von der sie annimmt, dass sie aus einer ähnlichen Bildungsschicht kommt und damit die Erwartung an das Museum als Bildungsinstitution teilt. Damit wird auch eine soziale Situierung und Hierarchisierung der Nutzungsformen vorgenommen und erkennbar. Das Museum als Ort der Unterhaltung gehört in Sheetals Wertungssystem auf eine vergleichsweise niedrige Stufe der gesellschaftlichen und kulturellen Rangordnung – während das Bedürfnis, das Museum als Bildungsinstitution zu nutzen, von gehobenem sozialem Status zeugt und ihn verbürgt.

13.6. Schlussbemerkung

Lernen im Museum, im Unterschied zum Lernen in traditionellen Settings wie Schule oder Universität, verschafft, so die Einschätzung der Interviewten, ein anderes Bildungserlebnis, bei dem ein erweiterter Bildungsbegriff Anwendung findet. Bildung im Museum wird dabei von ihnen vor dem Hintergrund eines als defizitär empfundenen formalen Bildungssystems diskutiert, das durch seine koloniale Prägung und seine ungenügende Leistungsfähigkeit in der Kritik steht. Das Museum kann dabei zugleich als Fortsetzung einer historischen einheimischen

23 Dazu tritt inhaltlich die Tendenz zu nationaler Selbstbestätigung. Dass dieser Aspekt für Anjalis Besucher*innengruppe ebenfalls bedeutsam ist, zeigt das Programm ihres Tagesausflugs, das auch den Besuch eines nationalen Denkmals beinhaltet.

Bildungsrealität erscheinen, die (im Unterschied zur kolonialen Praxis) Ausbildung nicht allein den formalen Institutionen überlässt, sondern, wie Appadurai und Breckenridge feststellen, sich aus verschiedenen Quellen, wie praktischer Ausbildung, informeller Sozialisation und Adaption des kulturellen Erbes, speist.

Der erweiterte Bildungsbegriff, den das Tribal Museum realisiert, hat verschiedene Dimensionen. Auf methodischer Ebene wird mit eigener Motivation, Selbstbestimmtheit und Selbstständigkeit und, konkret, mit der Visualisierung von Inhalten gearbeitet. Dabei werden die sinnlich-körperliche Erfassung und das explorative Moment im Lernprozess gestärkt. Das Anfassen der Objekte ist dabei einerseits Teil des Lernerlebnisses, andererseits wird darüber die Verbindung zur Alltagspraxis und zum Alltagsverhalten hergestellt. Die besondere Hervorhebung der sinnlich-körperlichen Erlebnisse im Tribal Museum durch die Besucher*innen findet vor dem Hintergrund der Kritik an anderen Museen in Indien statt, die ihre Besucher*innen disziplinieren und reglementieren und das Bedürfnis nach einem umfassend verstandenen, breit angelegten Lernen ignorieren. Dagegen wird das Publikum des Tribal Museum im Museum in seinem Alltagsverhalten bestätigt und nicht etwa abgewertet oder als defizitär (im Sinne des Zurückbleibend hinter einem Protokoll) betrachtet. Mit seiner Offenheit gegenüber dem Alltagsverhalten motiviert das Museum seine Besucher*innen in ungewöhnliche Weise, sich einen Raum der Hochkultur (dem im indischen Kontext dazu auch noch Konnotationen von Fremdheit anhaften) zu eigen zu machen.

Auf der inhaltlichen Ebene wird vor allem praktisches Wissen vermittelt, das eine hohe Anwendungsbezogenheit (sei es für den Alltag oder die berufliche Praxis) bietet und das besonders gut anschlussfähig an das Vorwissen der Besucher*innen ist. Bereits vorhandene Kenntnisse und Fähigkeiten werden in diesem Prozess mobilisiert. Die Besucher*innen werden damit nicht nur belehrt, sondern sie machen eigene Kompetenzerfahrungen. Das ist nicht selbstverständlich in indischen Museen, bei denen die Wirkung auf den durchschnittlichen Besucher*innen, wie Bedekar feststellt, oft höchst unbefriedigend ausfällt: »[H]e develops unconsciously some inferiority complex« (Bedekar 1969: 90).

Schließlich wird der Bildungsbegriff im Tribal Museum durch eine »Entertaining« der Information erweitert. Die Ausstellung wird von den Besucher*innen als Live-Präsentation empfunden, die sowohl informativ als auch unterhaltend ist. »Infotainment« als Nutzungserwartung verortet das Museum in einem Dreieck zwischen informeller alternativer Bildung, spektakularisiertem Freizeitvergnügen und der Erholung vom Alltag.